

AK 8: Und wenn sie nicht wollen?

Zugänge zu sich entziehenden Jugendlichen und Familien

Matthias Heintz, BeratungPlusPrävention, Göttingen-Gleichen

Dr. Regine Drewniak, wissenwasgutist, Göttingen

Der Diplompädagoge und Familientherapeut Matthias Heintz eröffnete den Arbeitskreis mit grundlegenden Überlegungen zum Thema. Zunächst führte er an, dass sich das Fachpersonal, wenn es sich in einer solchen Situation befindet, über seine eigene Haltung bewusst werden muss, um diese gegebenenfalls zu ändern und so bei den AdressatInnen eine Kooperationsbereitschaft zu schaffen. Grundlegend sei, wie die Beziehung in der Arbeit zu Klienten gestaltet wird. So stellen sich auf Grundlage des SGB VIII zwei daraus resultierende Fragen: „Was hat die Haltung der Klienten mit mir zu tun und was hat meine Institution damit zu tun?“. Aus Antworten auf diese Fragen ergeben sich professionelle und institutionelle Möglichkeiten für die weitere Zusammenarbeit. Weglaufen, Schweigen, aggressives Verhalten, sowie verbale, als auch körperliche Angriffe wurden von den Teilnehmern des Arbeitskreises bereits als verschiedene Varianten von Verweigerungshaltungen in der Praxis erlebt. Doch auch Passivität, wie etwa die Nichterfüllung von Weisungen/Auflagen oder fehlende Mitarbeit wurden als erlebte Beispiele angeführt. Auf die Frage, welche Motive Eltern haben, sich professionellen Hilfen zu entziehen, führten die Teilnehmenden unter anderem fehlende Motivation, Überforderung, Angst vor Schuldzuweisungen und dem eigenen Versagen sowie damit einhergehende Scham, den Verlust von Autonomie und Misstrauen gegenüber Institutionen, beruhend auf negativen Erfahrungen. Auch Jugendliche entziehen sich aus diesen Gründen professionellen Hilfsangeboten. Allerdings wurde zudem die neurologischen Entwicklungen während der Pubertätsphase angeführt.

Die darauf folgende Übung zielte auf die Erfahrungen der Teilnehmenden. Diese sollten sich daran erinnern, wann sie selbst sich einmal verweigerten und sie Dinge, die von ihnen verlangt wurden, unter keinen Umständen tun wollten. Diese Erinnerungen bildeten die Grundlage für weitere Fragen: Zunächst wurde nach dem persönlichen Nutzen des damaligen Verweigerungsverhaltens gefragt. Die Teilnehmenden führten Macht und den Wunsch nach Autonomie an. Hilflosigkeit, Druck und das Androhen von Sanktionen beschrieben sie als Reaktion ihrer Umwelt auf ihr Verhalten. Mit dieser seien sich die Teilnehmer damals sowohl mächtig und älter, als auch hilflos vorgekommen, was die hohe Ambivalenz dieser Problematik deutlich macht. Am ehesten geholfen hätte ihnen damals Verständnis, Interesse, mehr Partizipation, Konsequenzen auf ihr Verhalten und emotionale Nähe. Diese Ergebnisse wurden weiterhin genutzt, um herauszufinden, was Klienten am ehesten helfen würde, die eine Abwehrhaltung zeigen. Dabei wurden Punkte wie Akzeptanz, Ernst genommen werden, Partizipation, das Aufzeigen von Konsequenzen und Ehrlichkeit aus der professionellen Rolle heraus als mögliche Faktoren benannt. Lange Wege für Hilfeangebote, Verfahren und Konsequenzen fördern Verweigerungsverhalten hingegen noch. Fehlende Kommunikation der Fachkräfte vermittelt eine wenig wertschätzende Haltung gegenüber den AdressatInnen. Um eine wertschätzende Haltung zu vermitteln, ist es wichtig, die Vor- und Bindungserfahrungen der Klienten mit einzubeziehen. Außerdem ist daran zu denken, dass das Fachpersonal als Teil einer professionellen Beziehung zu seinen KlientInnen ein (möglichst) positives Modell für eine nachhaltige Bindungsperson entwickelt. Nachhaltigkeit ist auch eine Aufgabe, die sich an die Institutionen richtet. Erst unter diesen Voraussetzungen können die jungen Menschen so positiven Modell lernen.

Als wichtige Punkte für eine wertschätzende, helfende Beziehung führte Matthias Heintz Freiwilligkeit, den Dialog auf Augenhöhe, Partizipation, Lebensweltorientierung und Hilfe zur Selbsthilfe sowie Hilfe zur Selbstkontrolle an. Da Soziale Arbeit auch im Zwangskontext stattfindet, gestaltet sich die Freiwilligkeit der AdressatInnen, zumal im Zugang, schwierig. Ziel der Fachkräfte muss es sein, eine tragfähige Beziehung miteinander zu gestalten. Auch der Dialog auf Augenhöhe wird häufig durch das Setting des Zusammentreffens erschwert. Die Fachkräfte müssen die jungen Menschen ernst nehmen, ihre eigene Rolle transparent gestalten und die Ziele der Zusammenarbeit gemeinsam klar herausarbeiten. Partizipation muss immer Grundlage der Arbeit von SozialarbeiterInnen sein. Lebensweltorientierung bedeutet, die häufig von jenen der Fachkräfte unterschiedlichen Lebenswelten der jungen Menschen zu verstehen und zu akzeptieren. Hilfe zur Selbstkontrolle beinhaltet als Aufgabe, gemeinsam die vorhandenen Ressourcen zu identifizieren und diese zu nutzen.

Im Anschluss wurden Aspekte zusammengefasst, die für die Arbeit mit sich verweigernden Jugendlichen und ihren Familien relevant sind, um sie für eine Zusammenarbeit zu gewinnen. Dabei wurde die professionelle Haltung unter Berücksichtigung der Ressourcenorientierung betont. Darüber hinaus sind Zeit, Ausdauer, Nachhaltigkeit und eine Kenntnis des professionellen Netzwerkes, um informieren und weitervermitteln zu können, von Bedeutung. Eigene Grenzen und Fehlbarkeiten zu kennen wurde ebenfalls als wichtige Ressource erkannt. Insofern gewinnen Selbstreflexion und -wahrnehmung, Ausdauer und die Fähigkeit, Ambivalenzen auszuhalten, an Relevanz. Als Voraussetzungen auf Seiten des Arbeitgebers wurden Vertrauen, Kontinuität und die Möglichkeit zum Austausch mit Kollegen formuliert, um der Aufgabe, sich verweigernde Jugendlichen und deren Familien für eine Zusammenarbeit zu gewinnen, gewachsen zu sein.

Protokollantin: Sina Ali